

Paul  
Nizon  
Die Erstausgaben  
der Gefühle

SV

1961. Ein junger Mann Anfang 30. Sein erstes Buch, ein Erzählband, hatte Aufsehen erregt, die Kritik bescheinigte ihm Talent. Nun schreibt er an einem Rom-Buch. Es wird mit viel Vorschußlorbeeren bedacht, und ein bedeutender Literaturverlag will es herausbringen. Der Autor, der Beruf und Familie hinter sich läßt, um ganz im Schreiben aufzugehen, wähnt sich auf dem Olymp der deutschsprachigen Literatur. Als jedoch sein Buch 1963 erscheint, stößt es auf völliges Unverständnis. Den Autor, Paul Nizon, stürzt die Ablehnung seines furiosen Sprachkunstwerks *Canto* in eine Krise. Wie er sich daraus langsam wieder herauskämpft und in die deutsche Literatur zurückschreibt, davon handelt sein Journalband *Die Erstausgaben der Gefühle*.

Das Tagebuch aus den Jahren 1961 bis 1972 – der erste einer auf vier Bände angelegten Journalreihe – erzählt von den Versuchen Paul Nizons, sich gegen alle Widerstände seiner Identität als Schriftsteller zu vergewissern und diese Identität in der eigenen Existenz zu begründen. Vor dem Hintergrund der sechziger Jahre entfaltet es zudem die Stoffwelten und Formideen seiner Bücher von *Canto* bis *Untertauchen*. Aus diesem »Rohmaterial« seines gelebten Lebens, aus diesem »Stoff- und Gedankenspeicher«, der Autobiographie, Werkstattbericht und Alltagsprotokoll in sich vereint, hat Paul Nizon nichts weniger erschaffen als einen Roman: den Roman seiner künstlerischen Heraufkunft.

Paul Nizon  
Die Erstausgaben  
der Gefühle

*Journal 1961-1972*

Herausgegeben von  
Wend Kässens

Suhrkamp Verlag



Erste Auflage dieser Ausgabe 2023  
© 2002, Suhrkamp Verlag AG, Berlin  
Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch  
eine Nutzung des Werks für Text und Data Mining  
im Sinne von § 44b UrhG vor.  
Umschlaggestaltung nach Entwürfen  
von heißmann, heilmann, hamburg  
Druck: Books on Demand GmbH, Norderstedt  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-518-24317-6

[www.suhrkamp.de](http://www.suhrkamp.de)

# Die Erstaussagen der Gefühle



»Anderntags könnt ihr ihn ausrufen hören:  
›O die Erstaugaben meiner Gefühle sind vergriffen.«

*Canto*



1961



24. März 1961, Zürich

Auf der Straße Max Frisch getroffen. Schock des Wiedersehens! Rom-Realität, unverhofft da; die schwierige persönliche Lage und die spezifische Bedeutung, die Frisch dabei hatte. Etc.

Er bestellt uns in die Kronenhalle. 22 Uhr, langer Tisch. Frisch und Dürrenmatt sitzen sich wie zwei Gewerkschaftsführer gegenüber, es wird Literaturpolitik betrieben. Jeder hat seine Gefolgschaft imaginär hinter sich. Anwesend sind Ingeborg Bachmann, der Studioleniter von Radio Zürich Samuel Bächli und seine Frau, etwas später kommt Kurt Hirschfeld, der Direktor des Schauspielhauses Zürich, hinzu. Es geht um Hirschfelds Projekt: Dürrenmatt und Frisch sollen bei Vorlesungsabenden im Schauspielhaus deutsche Dichter einführen, Frisch die ältere Generation (Rudolf Alexander Schröder, Böll etc.), Dürrenmatt die jüngere (Bachmann, Enzensberger, Grass). Bei beiden ist Herablassung, Spott dabei, latente Rivalität. Sie sehen sich ihrer letztlich nicht einschätzbaren Bedeutung: dem Ruhm, komischer Größe konfrontiert. Einer Ich-Repräsentation in öffentlicher Valuta. Durch die Währung gehören sie dem Publikum. Im Ruhmgewand, in der Rolle des Prominenten, zappelt und wehrt sich das Individuum. Dichter vorstellen. Gutmütig lästernde Witzeleien.

Frisch spielt auf alte Vertrautheit, Freundschaft an, nimmt von da das Recht zu vertraulichen Anzüglichkeiten, mokiert sich über das Rivalenverhältnis etc., wirft sich selber dem Gespräch als Beute vor. Selbstpersiflage? Dürrenmatt ist kälter, rücksichtsloser. Der Rahmen ist nicht ganz wahr, Theater? Im Grunde macht Dürrenmatt eine halbe Konzession, während Frisch den Weg einer Ecce-homo-Offenheit spaßig beschreitet, sich dabei viel mehr entblößt. Die Vertraulichkeit, Vorrecht der »Großen«, mit Institutionen wie Radio und Theater (bzw.

deren Vertretern) in wegwerfenden Diminutiven wie Hirschi zu verkehren, sie schnell für etwas zu engagieren wie Frisch, der sich die Geste erlaubt, einen Kleinen, mich nämlich, an den Hof zu ziehen; er hat, wie er sagt und ich sofort merke, hemmungslos Propaganda für mich gemacht: irrsinnig gute Mischung zwischen Bern und Rußland (mein breites Lachen, »Seht ihr jetzt? So ist er...«). Er setzt mich dem anderen Halbrussen, Bächli, gegenüber, der sofort »zum Geschäftlichen« kommt und mich bittet, ihm meine Sachen einzusenden (»Bitte: Vergessen Sie mich nicht!«), und Frisch: Bächli ist bereit, Großhonorare zu zahlen ...

Komisch, peinlich dieser Eintritt ins fremde Milieu.

Frisch rettet sich vor der Fragwürdigkeit des Berühmtseins in die Klausur der Arbeit in Rom. Sein Problem: uneingesehen zu leben.

1962



Die Wirklichkeit, die ich meine, ist nicht ein für alle mal abzuziehen oder abzufüllen und in Tüte, Schachtel oder Wort mitzunehmen. Sie ereignet sich. Sie will verdeutlichend mitgemacht werden und eigentlich mehr als das: Sie muß hergestellt werden, zum Beispiel im Medium der Sprache. Deshalb schreibe ich. Die in der Sprache zustandekommende Wirklichkeit ist die einzige, die ich kenne und anerkenne. Sie gibt mir das Gefühl, vorhanden und einigermaßen in Übereinstimmung zu sein mit dem, was sich insgeheim wirklich tut. Mein Leben, von dem ich annehme, es sei einmal und einmalig, läuft auf diese Weise weniger Gefahr, in blind übernommenen Konventions- oder in irgendwelchen Idealkanälen dahinzufahren oder auf Lebzeit in Untermiete eingelagert zu bleiben. Es setzt sich nicht auf Dienstwegen mit der treibenden Instanz auseinander, sondern empfängt seine Impulse direkt.

Ich schreibe aus einem Lebendigkeits- und Wirklichkeitsanspruch heraus. Große Themen habe ich nicht an den Mann zu bringen oder in die Welt zu setzen. Ich möchte keinerlei Einfluß nehmen mit Geschriebenem, nicht belehren, nicht bekehren, nicht moralisieren, nicht aufrichten, nicht aufbauen, nicht verändern. Herstellen und vielleicht mich bekennen.

Aus dem mag hervorgehen, daß mein persönliches Leben für meine Arbeit von beträchtlichem Belang ist. Es ist der einzige Komplex, an den heranzukommen ich mir zutraue, es ist mein »Fall«, und ich bin weitgehend der Fall meiner Recherchen, der strapaziert werden muß. Was ich schreibe, wird demnach wohl unter autobiographischer Prosa rubrizieren. Hoffen möchte ich, es erscheine auch unliterarisch, erweise sich als nicht erfindersch, höchstens findend zustandegebracht, was schon abenteuerlich genug ist. Die Fronten von Leben und Arbeit kann ich mir nicht getrennt vorstellen, getrennt im Sinne eines Dop-

pellebens, da natürlich die in der Sprachfindung hervorbrechende Gangart oder Figur mich mitverändert, mitnimmt in den Lebensraum, den sie aufsprengt. Ich möchte hoffen, die Ebene, auf der ich mich lebensbewußt und schreibend bewege, werde immer mehr mit dem »Schlachthausboden« identisch, den mein Kritiker-Freund Armin Kesser – unbestechlich, wortmächtig – für die Handlungsebene von Louis-Ferdinand Célines *Reise ans Ende der Nacht* namhaft macht. Den Begriff übernehme ich, um den Unterschied zur epischen Bühne herauszustellen. Vor der Frage, ob der Schriftsteller wem fromme, stelle ich mich auf den Standpunkt, die Ausübung dieses Berufs sei eine private Veranstaltung. Tatsächlich aber halte ich dafür, es sei ein Hauptgeschäft, unteilbar, und keine Nebenbeschäftigung.

Das einzige Kriterium für Qualität, Schönheit, Rang ist für mich das der Intensität, einer Intensität, die im Sprachzentimeter vibrieren muß. Ich kann mir nicht vorstellen, wo das Leben sonst zum Ausschlag kommen sollte, wo es in irgendwelche Fabelkonstruktionen, Weltanschauungssysteme, Sinnbilder nicht oder nicht mehr zu pressen ist.

11. August 1962, Zürich

Lieber Herr Max Frisch,  
es hat lange gedauert, bis ich mich zu irgendeiner Tätigkeit und dem mir immer drängender erscheinenden Brief an Sie aufrafen konnte. Ich bin nach meiner Rückkehr hierher so richtig verkommen, in Lethargie, in Traum- und Trauer- und Hilflosigkeit- und Unratswucherung versunken. Ließ mich dem Nullpunkt entgegentreiben, den ich als Rettungsmittel kenne und brauche in ähnlichen Momenten. Nun geht's wieder, und das erste soll mein Dank an Sie sein.

Ich bin sehr dankbar für die Art, wie Sie mich in Ihr Leben, in Ihre Künstlerexistenz einblicken und mehr: eintreten lassen. Ich empfinde das durchaus nicht als Selbstverständlichkeit, sondern als unverdiente Auszeichnung. Und wenn ich Ihnen auch nichts dagegen zu bieten habe, so sollen Sie immerhin wissen, daß meine Eintritte nicht mit arroganten Gefühlen einer anfängerischen Selbstherrlichkeit geschehen (die man mir vielleicht zuschreiben mag); was ich so von Ihnen zu sehen, fühlen und wissen bekomme, nehme ich zu den treu gewahrten und bedachten Dingen, die mir viel bedeuten, wenn ich mich auch noch nicht darüber zu äußern verstehe. Haben Sie denn Dank auch für diese neuerliche römische Begegnung.

Ich hoffe, daß ich dem Haus, das Sie uns aufschlossen, nicht ungebührlich zu nahe getreten bin.

Mich werfen ähnliche Ausbrüche aus endlich aufgebauten Arbeitskonstruktionen leicht um. Die Konfrontation mit nicht bewältigten Lebensorten, wie Rom einer ist, aktualisiert sofort ein Grundproblem meines Daseins und Arbeitens: das Problem der Berührungsmöglichkeit oder -unmöglichkeit schlechthin, das wiederum alle Fragenkomplexe einer Existenz bis zu den Ebenen von Schuld oder nicht, Sein oder nicht und die Dinge, die mit dem Tod zusammenhängen, aufsprengt. Und da ich alldem nur schreibenderweise mühsam gewachsen bin, so nämlich, daß ich das Zusammenschlagen der Wellen über mir abwehren kann, werde ich vorläufig noch leicht zum ausgesetzten Opfer. Aber vielleicht wird das mit kommenden Büchern erträglicher, vielleicht werde ich lernen, mir einen Erwachsenenlebensraum von einiger Unerschütterlichkeit zu sichern. Das werdende Buch hat jedenfalls meine zentralen, lebendigsten, eigensten, schwierigsten Dinge zum Stoffe, soweit ich sie eben erreichen kann, es ist mein Grundlagenbuch, mein leidenschaftlicher Kreuzzug, und niemand soll nachher meinen, ich hätte leichtfertig experimentiert oder gespielt; die

Form könnte nämlich leicht zu solchen Mißverständnissen verleiten. Es ist einzig das Gefühl, daß ich an meinem wichtigsten Knochen nage und daß dieser Knochen auch außerhalb meiner Existenz einige Bedeutung beanspruchen dürfte, was mich manchmal Haltungen einnehmen läßt, die als Verblendung etc. wirken könnten.

Betrachten Sie bitte diese ungenauen Konfessionen nicht als Belästigung, sondern vielmehr als Erklärungsversuch für vielleicht anstoßerregende Erscheinungszüge meiner Person bei Ihnen in Rom.

Allen Dank nochmals. Mit herzlichem Händedruck

1963